

dtv

An einem nebligen Novembertag 1940 trifft der Erzähler am Pier von New Jersey auf einen hageren Mann. Als er ihn anspricht, erfährt er dessen Geschichte: »Aber ich warne Sie!« sagte er plötzlich. »Es ist keine Geschichte, die man nur so zum Zeitvertreib erzählen und zum Zeitvertreib mit anhören kann.« Es ist das Geschehen in dem fiktiven Konzentrationslager Heidenburg an der holländischen Grenze, das den Fremden nicht zur Ruhe kommen läßt.

Friedrich Torberg (eigtl. F. Kantor-Berg) wurde am 16. September 1908 als Sohn jüdischer Eltern aus Prag in Wien geboren. 1921 mußte er mit diesen nach Prag zurückkehren. Nach kurzem Jura-Studium wurde er Journalist und Schriftsteller. 1936 erfolgte das Verbot seiner Schriften; 1938 emigrierte er in die Schweiz, später floh er aus Frankreich nach Amerika. 1951 kehrte er nach Wien zurück, wo er am 10. November 1979 starb.

Marcel Atze, Dr. phil, ist Literaturwissenschaftler und stellvertretender Leiter der Handschriftensammlung der Wienbibliothek im Rathaus, wo sich der Nachlaß Friedrich Torbergs befindet.

Friedrich Torberg
Mein ist die Rache

Novelle

Herausgegeben mit einem Nachwort und
einer Zeittafel von Marcel Atze

dtv

Von Friedrich Torberg
sind bei dtv außerdem erschienen:
Der Schüler Gerber (884)
Die Tante Jolesch (1266)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Vollständige Ausgabe 2008
5. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1965 LangenMüller in der F. A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Landschaft als Fremde‹
von Max Beckmann
(VG-Bild-Kunst, Bonn 2016)
Gesetzt aus der Garamond 10,25/12,25
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13686-0

AN DIESEM NEBLIGEN NOVEMBERTAG des Jahres 1940 war es zum vierten Mal, daß ich auf dem Pier von New Jersey Freunde aus Europa erwarten durfte. Und zum vierten Mal fiel mir da die hagere, vornübergebückte Gestalt eines Mannes von etwa vierzig Jahren auf, der unruhig durch die Empfangshalle strich, hin und her und ohne Rast, obgleich das Gehen ihm nicht leicht fallen konnte: denn sein linkes Bein schleppte deutlich nach. Er war barhaupt, trug einen alten Raglan von unverkennbar europäischem Zuschnitt, und daß seine dürftige Kleidung so peinlich sauber, sein eingefallenes Gesicht so sorgfältig rasiert war, unterstrich nur noch die Ärmlichkeit seiner Erscheinung. Dennoch hätte ich es nicht gewagt, ihm Geld anzubieten, oder meine Hilfe, oder auch nur meine Teilnahme. Wie naheliegend es auch gewesen wäre – bei meinem Eintritt in die Halle war er immer schon da, und nachher stand er immer noch an der Landungsbrücke, auch wenn schon längst keine Passagiere mehr kamen –: ich hatte es noch nie über mich gebracht, ein Gespräch mit ihm zu beginnen.

Diesmal ergab sich eine beinahe zwingende Gelegenheit dazu; meine eben angekommenen Freunde mußten durch allerlei Formalitäten hindurch, deren Erledigung stundenlang zu dauern pflegte, – und gerade als ich mich zum Gehen wandte, kam er zögernd von der Landungsbrücke her an mir vorbei.

»Verzeihen Sie«, sagte ich. »Ich sehe Sie nun schon so oft hier am Pier – erwarten Sie jemand Bestimmten?«

Er machte noch einen Schritt weiter und zog sein linkes Bein schlurfend nach, ehe er stehenblieb und sich umständlich mir zuwandte.

»Jemand Bestimmten?« fragte er nachdenklich und senkte den Kopf; es schien mir sogar, als schlosse er die Augen, aber dann merkte ich, daß nur über sein rechtes Auge das Lid tiefer herabhing als über das linke. »Jemand Bestimmten«, murmelte er abermals. »Nein. Warum?«

»Ich dachte – weil Sie immer wieder allein fortgehen –«

»Ja«, nickte er. »Immer.« Und der Schimmer eines Lächelns zog mühsam und schmerzlich über sein ausgemergeltes Gesicht, als er hinzufügte: »Und es wäre doch so leicht.«

Dann schickte er sich schlurfend wieder zum Gehen an.

»Darf ich wissen, was Sie damit sagen wollen?« Ich war an seine Seite getreten und hielt den langsamen Schritt mit ihm.

»So leicht«, wiederholte er vor sich hin, als hätte er meine Frage gar nicht gehört. »Die Auswahl ist doch wirklich groß genug. Ich meine, – weil Sie gefragt haben, ob ich auf jemand Bestimmten warte? Also auf *einen* Menschen, oder auf zwei, oder drei?«

Er sah mich schräg an, wie um sich zu vergewissern, daß dies der Sinn meiner Frage gewesen sei. Ich nickte.

»Aber ich warte auf fünfundsiebzig«, fuhr er fort. »Fünfundsiebzig. Und keiner kommt. Und ich muß immer wieder allein fortgehen.«

Es klang nicht im mindesten unglaublich oder absonderlich, wie er das sagte. Es klang auf eine erschreckende Weise selbstverständlich.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?« fragte ich (nun also doch).

»Helfen?« Er legte den Kopf in den Nacken und holte tief Atem. »Waren Sie im Konzentrationslager Heidenburg?«

»Nein«, antwortete ich.

»Kennen Sie jemanden, der im Konzentrationslager Heidenburg war?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Dann können Sie mir nicht helfen.« Und sein Kopfschütteln wirkte so abschließend, daß ich unwillkürlich stehenblieb. Er merkte das gar nicht, er ging weiter und zum Ausgang hinaus, jetzt schon ein wenig schneller.

Mit ein paar Schritten hatte ich ihn eingeholt:

»Ich muß in zwei Stunden wieder hierher zurück. Wäre es Ihnen sehr lästig, mir so lange Gesellschaft zu leisten?«

Er blickte auf, und sein Gesicht bemühte sich wieder um dieses fahle Lächeln:

»Lästig? Nein«, sagte er. »Oh, nein. Gar nicht. Bitte sehr.«

Wir überquerten die Straße, und ich hielt auf eine der kleinen Kneipen zu, die sich hinter dem Pier aneinanderreihen.

»Auch Sie möchten es gerne wissen, nicht wahr.« Sein Blick und seine Stimme gingen ins Leere.

»Was denn?« fragte ich.

»Warum ich vergebens warte, nicht wahr.« Und mit einem Mal blieb er stehn und sein Kopf sackte nach

vorn und seine Stimme keuchte: »Aber ich weiß es ja selbst nicht. Und ich will es doch wissen. Ich will es endlich wissen.«

Ich faßte ihn behutsam am Arm und schob ihn durch die Tür der kleinen Bar, vor der wir gerade standen:

»Wenn es Ihnen Mühe macht – oder wenn es Ihnen sonstwie unangenehm ist – dann brauchen Sie mir natürlich nichts zu erzählen. Dann trinken wir eine Kleinigkeit und gehen wieder.«

»Mühe«, murmelte er. »Unangenehm. Was sind das für lächerliche Ausdrücke ... Nein, es macht mir keine Mühe. Es gehört sogar mit dazu, daß ich das alles von Zeit zu Zeit hervorhole. Alles.«

Ich hatte mich ihm gegenüber gesetzt und die Drinks bestellt.

»Aber ich warne Sie!« sagte er plötzlich. »Es ist keine Geschichte, die man nur so zum Zeitvertreib erzählen und zum Zeitvertreib mit anhören kann.«

»Das habe ich auch nicht erwartet.«

Meine Antwort schien ihn zu befriedigen. Er nickte.

»Ich werde trotzdem versuchen, Ihnen meine Geschichte sehr vorsichtig zu erzählen. Und vielleicht gar nicht als *meine* Geschichte – sonst wird es zu viel. Ich werde Ihnen die Geschichte des Konzentrationslagers Heidenburg erzählen, und von meiner Geschichte nur das Nötigste. Gerade genug, damit Sie mich nicht für wahnsinnig halten. Gerade genug.«

Ich gebe seine Erzählung so getreulich wieder als ich kann, und so ununterbrochen wie ich ihn reden ließ. Ich unterbrach ihn auch nicht, wenn er Pausen machte und schwieg und wenn sein Blick sich in den Dämmerdunst der kleinen Kneipe verlor und in den verhangenen Spätnachmittag hinaus, durch den manchmal auf der

Straße nah die schweren Lastautos einherdröhnten und fernher abgedämpft die Nebelhörner heulten und die Schiffssirenen vom großen, grauen Meer.

Das Konzentrationslager Heidenburg lag nahe der holländischen Grenze, in einem dieser leeren, abgeschiedenen Winkel, wo Moor- und Waldlandschaft allmählich ineinander übergehen und wieder steinig werden. Es war ein kleines, wenig bekanntes Lager, dessen Insassen – fünfhundert im Höchstfall – mit Moor- und Steinbrucharbeiten beschäftigt wurden, und von dem man im übrigen nichts weiter wußte, als daß es dort »nicht so schlimm« war. Vielleicht klingt Ihnen das grotesk: ein Konzentrationslager, das »nicht so schlimm« ist. Nun – es gibt eben auch in der Hölle, wenn man erst einmal drinnen ist, noch Abstufungen. Und zu der Zeit, als ich in Haft genommen wurde, galt zum Beispiel ein »Dachauer« als ein Günstling des Schicksals gegen einen »Buchenwalder« – und vollends einer, der nach Heidenburg geschickt wurde, durfte sich geradezu glücklich preisen. So sonderbare Formen kann das Glück annehmen.

Vielleicht bewirkte es gerade dieser ungehörliche und für ein Konzentrationslager sogar schmäbliche Ruf, daß man den SS-Gruppenführer Hermann Wagenseil als neuen Lagerkommandanten nach Heidenburg schickte. Vielleicht auch war seine Versetzung auf diesen abgelegenen Posten als eine Art Strafe gedacht. Ich weiß es nicht, und es ist gleichgültig. Jedenfalls änderten sich mit seinem Eintreffen die Zustände im Lager sofort und radikal.

Wagenseil selbst verlas den Tagesbefehl, der die neue Lagerordnung bekanntgab. Die Arbeitsstunden wur-

den verlängert, Essenspausen und Schlafenszeit wurden verkürzt, die ohnehin geringen Freiheiten noch weiter eingeschränkt, die ohnehin schwer erreichbaren Vergünstigungen noch unzugänglicher gemacht – es blieb gerade so viel übrig, daß völliger Entzug noch als Strafe angedroht werden konnte. Strafen gab es für alles, für das allergeringste, für Dinge, die wir bis dahin gar nicht bedacht hatten. Wagenseil bedachte sie. Er hatte eine lange Liste von möglichen Verstößen samt den dazugehörigen Strafen zusammengestellt, und er las diese Liste sehr aufmerksam vor, mit leicht schräggeneigtem Kopf, als dächte er noch während des Lesens darüber nach, ob er auch nichts vergessen hätte. Er schien nichts vergessen zu haben, und er war zufrieden.

Hätten wir damals richtig hingehört, so wäre uns aufgefallen, daß dieses ganze, raffiniert ausgeklügelte Strafsystem keine einzige Kollektivstrafe vorsah. In sämtlichen Konzentrationslagern, und bis dahin auch in Heidenburg, war das etwas durchaus Übliches: daß für das Vergehen eines Einzelnen die ganze Gruppe zu büßen hatte, der er angehörte, oder für das Vergehen einer Gruppe das ganze Lager. Wagenseil verzichtete auf solche Art der Bestrafung. Denn die Gemeinsamkeit des Leids ist so gut eine Gemeinsamkeit wie jede, sie kräftigt und sie tröstet – und Wagenseil wollte uns selbst diese schwächste aller Kräftigungen, selbst diese trostloseste aller Tröstungen verwehren. Er demoralisierte noch unser Leiden. Er vereinzelte es. Er sonderte aus. Er zerteilte. Er war ein Gourmet, und kein Fresser. Wir sollten es bald noch viel genauer zu merken bekommen. Aber wir hätten es eigentlich schon an diesem ersten Tagesbefehl und an dieser Strafliste merken können.

Wenn ich »wir« sage, so meine ich damit noch die

gesamten Häftlinge, die ja an jenem ersten Tag des Wagenseilschen Regimes wirklich noch eine Gesamtheit waren. Am nächsten Tag waren sie es nicht mehr: ein neuer Befehl Wagenseils hatte die jüdischen Häftlinge ausgesondert und eine eigene »Judenbaracke« für sie bestimmt. Auch darin lag eine besondere Tücke, eine wölfische Feinschmeckerei: daß er diese Verfügung erst am zweiten Tag erließ, so, als wäre ihm das nachträglich und bloß als Zusatz eingefallen. Es war aber kein Nachtrag, sondern ein Anfang. Und es war kein Zusatz, sondern es war sein Um und Auf. Manchmal glaube ich sogar, daß er überhaupt nur deshalb nach Heidenburg gekommen ist. Ja – ich bete dafür, daß es sich so verhielt; daß alles, was dieser Satan uns getan hat, nur die Ausführung eines vorgefaßten Entschlusses war, an dem wir ohnehin nichts hätten ändern können. Wir: damit meine ich jetzt und von hier an nur noch die jüdischen Häftlinge.

Wir waren um diese Zeit genau achtzig von den etwas mehr als vierhundert insgesamt. Die Baracke, die Wagenseil uns zugewiesen hatte, war die schlechteste des Lagers, eine enge, dunkle, zugige Bretterbude, in der noch niemals mehr als vierzig Personen untergebracht waren. Daß sie nun plötzlich die doppelte Anzahl fassen sollte, schien uns ein Ding der Unmöglichkeit. Wir probierten stundenlang hin und her, immer verzweifelter, denn der Abendappell, bei dem wir die vollzogene Umsiedlung zu melden hatten, rückte immer näher. Endlich, unter Ausnutzung auch des kleinsten Fleckchens, hatten wir den beiden schrägen Bretterbelagen und der gestampften Erde dazwischen genau sechzig Schlafstätten abgepreßt, Mann an Mann, noch die Körperlänge eines jeden wurde ausgenützt, derart,

daß vier kleiner Gewachsene nebeneinander lagen und ein fünfter sich an ihren Füßen entlangstreckte – aber es half nichts. Es waren immer erst sechzig, die bei der angekündigten Inspektion als *Auf den Plätzen* gemeldet werden konnten.

Wir beschlossen, eine Abordnung in die Kommandantur zu schicken. Niemand bedachte, daß die Meldung *Alles auf den Plätzen*, die unter dem früheren Lagerkommandanten üblich war, dem jetzigen vielleicht gleichgültig oder gar unerwünscht sein könnte. Niemand bedachte, daß der neue Kommandant vielleicht ganz anders geartet war als seine Vorgänger. Unsere drei Delegierten machten sich auf den Weg.

Sie kamen nach einigen Minuten zurück, und aus dem, was sie allmählich hervorbrachten und was sie bei späteren Malen noch hinzufügten, kann ich Ihnen ein ziemlich genaues Bild der Unterredung rekonstruieren.

Es begann gar nicht aussichtslos: die Delegation wurde sogleich empfangen, und Wagenseil erkundigte sich ohne Umschweife nach ihren Wünschen.

Als Führer und Sprecher der Delegation fungierte der alte Professor Rosenthal, ein würdiger, weißhaariger Herr, einstmals einer der bekanntesten Chirurgen von Köln. Er war bei der früheren Lagerverwaltung recht gut angeschrieben und hatte im Lauf der Zeit schon bei einigen kleineren Anlässen erfolgreich für die Gefangenen interveniert. Jetzt, auf Wagenseils Frage nach den »Wünschen« der Delegation, trat er vor, verbeugte sich zuerst, dann stellte er sich so stramm er konnte und erklärte mit seiner ruhigen, bescheidenen, niemals kriecherischen Stimme: daß die jüdischen Häftlinge selbstverständlich gar nichts »wünschten« sondern eine Bitte vorbringen wollten.

Nämlich? fragte Wagenseil mit leicht schräggeneigtem Kopf.

Sie bäten den Herrn Lagerkommandanten, sich davon zu überzeugen, daß in der ihnen zugewiesenen Baracke unmöglich achtzig Mann untergebracht werden könnten, und sie bäten weiter, den überzähligen zwanzig in einer andern Baracke Platz zu geben.

Ob das alles wäre? fragte Wagenseil.

Ja, alles.

Daraufhin stand Wagenseil auf, kam langsam hinter seinem Schreibtisch hervor und blieb vor den dreien stehen, immer noch mit leicht schräggeneigtem Kopf. Dann nestelte er wortlos seine schwere, lederne Hundspeitsche vom Gürtel und schlug jeden der drei zweimal ins Gesicht, über jede Wange je einen Hieb, ohne Hast, ohne Erregung, beinahe nachdenklich. Und beinahe nachdenklich klang auch seine Frage:

»Sind Sie noch immer der Meinung, daß Ihre Baracke zu klein ist?«

Niemand antwortete.

»Antwort«, sagte Wagenseil leise.

»Ja«, sagte der alte Professor Rosenthal. Sein Gesicht war blutrot, so sehr blutrot, daß man kaum die Striemen auf seinen Wangen sah, und selbst diesem kleinen Wörtchen Ja war das Zittern seiner Stimme anzuhören.

Wagenseil, nach einer knappen Gebärde des Staunens, schlug ihn noch zweimal ins Gesicht, dann sagte er:

»Es wird in Ihrer Baracke noch genügend Platz sein. Das verspreche ich Ihnen. – Wegtreten.«

So lautete der Bericht unserer Delegation. Und ein paar Tage später war der alte Professor Rosenthal nicht mehr am Leben. Er hatte Selbstmord verübt.

Ich will Ihnen gleich jetzt sagen, daß es nicht bei

diesem einen Selbstmord geblieben ist. Ich will Ihnen auch sagen, daß es wirkliche Selbstmorde waren und nicht bloß verlautbarte. Wagenseil sah und achtete darauf, daß seine Opfer selbst die letzte Hand an sich legten. Und ich glaube zu wissen, daß hinter dieser tödlichen Pedanterie eine Überzeugung steckte, eine wahnwitzige Überzeugung, und ein wahnwitziges Vergnügen an ihrem Erweis ... Aber ich will mir nicht vorgreifen.

Ich habe schon erwähnt, daß eine der besonderen Finessen Wagenseils darin bestand, jegliches Solidaritätsgefühl zu zermürben. Auch das erreichte er mit der Einführung der Judenbaracke – gewissermaßen als Draufgabe. Zuvor waren wir unter die übrigen Häftlinge verteilt gewesen, und waren genau so behandelt worden wie sie. Jetzt bildeten wir eine besondere Gruppe, jetzt wurden wir anders behandelt, ganz ungleich schlechter wurden wir behandelt –: und da hätten sie Engel sein müssen, die anderen, Engel und keine Menschen, wenn sie sich nicht bei dem und jenem Anlaß gefreut hätten, daß sie nicht zur Judenbaracke gehörten. Und ich kann ihnen das nicht einmal übelnehmen. Denn ich habe erlebt, daß Wagenseil mit seiner Aussonderungs-Technik auch unter uns ganz ähnliche Wirkungen erzielte. Wenn er auf unserm Arbeitsplatz erschien, um sich ein neues Opfer zu holen – wenn wir auf das scharfe Kommando des Aufsehers an Ort und Stelle erstarrten und standen – und wenn er dann mit leicht schräggeneigtem Kopf unsere Reihen abschnitt, und seine wasserblauen Augen liefen ausdruckslos über die verkrampften Gesichter, und es war so still, daß man die schwere Hundspeitsche, die ihm vom Gürtel hing, bei jedem Schritt gegen den Stiefelschaft antappen

hörte, tapp-tapp-tapp – und dann, ganz plötzlich, hatte er mit einem leichten Nicken oder mit einer knappen Handbewegung den Einen bezeichnet, den er haben wollte –: da hat sich doch auch bei uns, in all das Entsetzen ringsum, in all das ohnmächtige Zähneknirschen, in all das verzweifelte Mitleid hat sich doch auch ein leises Aufatmen eingeschlichen, weil es nun jenen betroffen hatte, und das hieß: keinen andern. Das hieß: du, nicht ich.

Den armen Professor Rosenthal betraf es also als ersten, und zunächst wußten wir gar nicht, *was* ihn da eigentlich betraf. Wir begannen es zu ahnen, als er am Abend nicht in die Baracke zurückkam und als wir in der Nacht vom Zellenhaus her seine Schmerzensschreie hörten. Aber wir wußten es noch immer nicht. Erst dann, als er auch am nächsten Tag unsichtbar blieb, und als wir ihn in der Nacht abermals schreien hörten, und als am dritten Tag sein Selbstmord bekanntgegeben wurde – erst dann wußten wir alles.

Nein, das ist ja gar nicht wahr. »Alles« wußten wir nicht einmal dann. Wir sträubten uns noch. Wir wollten nichts andres wissen, als daß der alte Professor Rosenthal tot war.

Ich erinnere mich sehr genau an diesen Abend, den ersten Abend nach dem ersten Tod. Immer wieder sind es Abende und Nächte, mit denen sich meine unerbittlichsten Erinnerungen an Heidenburg verbinden. Dieser Abend gehört dazu. Noch enger als sonst schien die Baracke, noch dumpfer, und trotzdem zugiger. Und alles, was gesprochen wurde – sonderbar: ich sagte doch eben, daß ich mich »genau« erinnere, und dabei weiß ich gar nicht, was da im einzelnen gesprochen wurde, und von wem. Wahrscheinlich waren es diesel-

ben wie sonst, die das Wort führten. Es gab Optimisten unter uns und es gab Panikmacher, es gab Ängstliche und Bedächtige, es gab Phantasten des Grauens und Phantasten der Hoffnung – und manchmal äußerten sie so völlig Entgegengesetztes, daß man zweifeln mußte, ob der eine sich wirklich in derselben Situation befände wie der andre. Aber an diesem Abend verwischten sich alle Unterschiede und verschwammen grau in die Dämmerung, und vollends als die Lichter verlöscht waren – bei uns übrigens um eine volle Stunde früher als in den anderen Baracken, um acht Uhr schon kam der Posten: »Judenbaracke – Licht aus!« – als es dunkel war – ja, diese Dunkelheit ist es, an die ich mich so genau erinnere. Es war eine flackerige, undichte Dunkelheit – als ob sie von unseren Schmerzen und Ängsten wäre zerscheucht worden – es flackerte und flüsterte hin und her – versuchen Sie sich doch vorzustellen, wie es in unsrer Baracke aussah: immer hatten nur fünfzig Mann abwechselnd Liegestätten, und die anderen hockten und saßen mit angezogenen Knien und rücklings gegeneinander – und da hockten und saßen und lagen wir nun in der Dunkelheit, so eng zusammengepfercht, daß wir uns kaum rühren konnten – aber man hatte trotzdem das Gefühl einer ständigen Bewegung, unwirklich war das und gespenstisch – dieses Ineinanderquellen von Trauer und Elend und Angst – diese halt- und marklosen Tränen um den toten alten Mann – dieses Deuten und Raten und immer die Angst, die große Angst – und dieses armselige, krampfhaft Suchen nach irgendetwas, das wie ein Lichtpunkt aussähe – und was konnte in dieser Dunkelheit nicht schon wie Licht aussehen!

Und dann kam es herangegeistert, irr und irrlichtig,

ich weiß nicht von wo und von wem. Ich weiß nur, daß wir alle es sahen, alle gleichzeitig und keiner wagte es zu fassen – weil es sonst vielleicht zerränne – oder vielleicht weil es doch zu kläglich war und weil wir uns dessen schämten, dieses Spuks von einer Hoffnung, dieser Leichenfledderei von einem Trost – aber da hatte es einer schon ausgesprochen, und schon ein anderer und schon ein dritter:

Daß es vielleicht nur diesem einen hat gelten sollen, dem Professor – weil er die Delegation geführt und weil er gesprochen hatte und geantwortet – geantwortet noch, wo er hätte schweigen sollen – dieses »Ja« – das war es, womit er den Wolf gereizt und herausgefordert hat – ohne dieses »Ja« wäre er vielleicht noch am Leben, der arme, der liebe, der tote alte Mann – er ist für uns gestorben, wir haben ihn in den Tod gehetzt, weiß Gott in welch qualvollen Tod – wir hätten ihn nicht hinschicken sollen, wir hätten diese Delegation nicht hinschicken sollen –.

Wir hätten diese Delegation nicht hinschicken sollen –: ja, das sagte einer, und einige sagten es ihm noch nach, eh ihnen inne wurde, *was* sie da sagten. Denn die beiden, die den Alten begleitet hatten, saßen doch mitten unter uns, und hörten, wie wir uns einig wurden, nicht über den Toten nur, auch über sie, die Lebenden, auf *ihre* Kosten hatten wir unsre Rechnung gemacht, jawohl, wir waren bereit, mit ihrem Tod zu rechnen, jawohl, wir hatten sie zum Tod verurteilt, und sie saßen unter uns und hörten es. Wagenseil durfte zufrieden sein. Was er da angerichtet hatte, ließ sich nicht mehr ungeschehen machen, nie mehr.

Auch dadurch nicht, daß es als nächste gar nicht diese beiden betraf. Sondern es betraf, wenige Tage

später, einen ganz andern, einen harmlosen kleinen Schnapsbrenner aus Westfalen, Simon, den traf es, und keiner wußte warum gerade ihn. Keiner wußte, nach welchem System Wagenseil seine Auswahl vornahm – es wäre denn, daß er sich geirrt und Simon mit einem Mitglied der Delegation verwechselt hätte.

Erst nach Simons Tod, erst als es den dritten traf und es war wieder ein ganz anderer – erst da merkten wir, daß Wagenseils System gerade in der Willkür und Sinnlosigkeit seiner Auswahl bestand, gerade darin, daß es einen jeden treffen konnte. Man mußte keiner Delegation angehört haben. Man mußte gegen keine Vorschrift verstoßen haben. Man mußte an gar nichts schuld sein. Es genügte, daß man zur Judenbaracke gehörte.

Mittlerweile hatten wir auch schon ein ungefähres Bild bekommen von der Prozedur, die Wagenseil mit seinen Opfern anstellte. Ein paar von der SA-Belegschaft des Lagers hatten den anderen Häftlingen allerlei erzählt und angedeutet, und von denen kam es dann weiter zu uns. Möglich, daß bei dieser hastigen und gefährlichen Weitergabe manches mißverstanden und manches entstellt wurde. Aber kam es denn da auf »Einzelheiten« noch an? Ohnehin erfuhren wir höchstens die Hälfte, nämlich nur das, was die Gehilfen Wagenseils nachher ausplauderten. Wie es zugeht, wenn Wagenseil sich allein mit seinen Opfern beschäftigte, erfuhren wir nicht. Aber ich glaube – nein, ich *weiß*: das war das Entscheidende. Das war es, was ihnen den Selbstmord noch als Erlösung und als Gnade erscheinen ließ. Das war es, was den alten Professor Rosenthal das Gift hatte schlucken lassen, das er immer bei sich trug. Das war es, warum Simon sich erhängt hatte. Und das war es, warum jetzt auch Vogel, der

dritte, ihnen gefolgt war – mit einem Schuß in die Schläfe, wie wir später erfuhren, mit einem Revolver-schuß, und es war Wagenseils eigener Revolver, er hatte ihn nach einem »Einzel-Verhör« in der Zelle liegen lassen – Gruber, sein Adjutant, erzählte es bald nachher in der Kantine, als er wieder einmal besoffen war, da erzählte es der Besoffene den Besoffenen: wie »der Chef« aus der Zelle heraustrat und stehenblieb, mit leicht schräggeneigtem Kopf – Gruber sah es von weitem und sah auch, daß er den Revolver nicht im Gürtel hatte – und sah ihn nach einer Minute etwa, ohne daß er auf die Detonation hin auch nur zusammengezuckt wäre, wieder in die Zelle zurücktreten und mit dem Revolver wieder herauskommen – ja, das erfuhren wir also erst später. An diesem Tag erfuhren wir nur, daß nun auch Vogel, der dritte, Selbstmord begangen hatte.

Auch der Abend nach diesem dritten Selbstmord ist einer von denen, die mir im Gedächtnis stehengeblieben sind als wäre es gestern, immer wieder gestern. An diesem Abend erloschen unsere letzten, fadenscheinigen Zweifel, und wir wußten, was uns bevorstand. Wir wußten, was jenes Versprechen an unsre Delegation – daß in der Baracke »noch genügend Platz« sein würde – zu bedeuten hatte. Wir wußten, daß Wagenseil daran war, den versprochenen Platz zu schaffen.

Wir wußten es – aber wir begriffen es nicht. Wir begriffen nicht, daß ein Schicksal, auf das wir doch eigentlich seit Jahren gefaßt sein mußten – nur hatten die Jahre es eben schon überschleiert –: daß dieses Schicksal uns nun so jäh, so unverhohlen, in so brutaler Nacktheit antreten sollte. Wir wußten, unabänderlich und ausweglos wußten wir, was Wagenseil vorhatte. Aber wir konnten nicht fassen, daß er es wirklich mit

uns vorhatte, mit uns die wir da lebten, immerhin noch lebten – und die wir da saßen und hockten und lagen, eng und gepfercht, und es machte gar keinen Unterschied, daß jetzt nicht mehr zwanzig Überzählige waren, sondern nur noch siebzehn, mit diesem heutigen Tag nur noch siebzehn.

Seit unsrer Rückkehr vom Appell hatte noch keiner in der Baracke ein Wort gesprochen. Einige gingen auf den kleinen Fleckchen freien Raums rastlos auf und nieder, die meisten saßen und starrten. Niemand verlangte nach Licht, als die Dämmerung kam. Der Posten, der um acht Uhr den Kopf hereinsteckte, um sein »Judenbaracke – Licht aus!« zu brüllen, stutzte und schmiß die Tür wortlos zu. Als die Dunkelheit vollkommen war, streckten sich ein paar von denen, die heute an der Reihe waren, auf ihre Liegestätten hin, aber sie setzten sich bald wieder hoch. Und noch immer war kein Wort gefallen. Nur schwere, zitternde Atemzüge wurden manchmal hörbar, ein Seufzen vielleicht, oder vielleicht ein Weinen.

Dann, ich erinnere mich sehr genau, erhob sich von der einen Ecke her ein monotones Gemurmel, beharrlich über das Seufzen und Weinen hinweg: einer betete. Er hieß Joseph Aschkenasy, und ich werde bald noch eingehender von ihm zu sprechen haben. Er war ein frommer Mann, dieser Joseph Aschkenasy, er war der einzige, der die Totengebete kannte, und er hatte sie auch schon nach Rosenthals und nach Simons Selbstmord gebetet – damals freilich nur leise und mehr für sich. Jetzt aber wurde seine Stimme immer lauter, bis sie das Weinen und Seufzen übertönte, und bis das Weinen und Seufzen verstummt war, und es fielen sogar einige murmelnd in sein Gebet mit ein, sie beteten